

Das rätoromanische Bauernhaus

Autor(en): **Schwarz, F.W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [20]

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sein großer Bruder liegt der Untersee in einer dunkeln Umrahmung von hohen, errieten Tannen, deren verschlungene Wurzeln er bespült. Arosas schönster Spiegel ist es. Besonders am Abend, wenn im Dorf die Lichter angezündet sind und die weiche Dämmerung mit ihren goldenen Punkten und Streifen, ihren samtigen Dunkelheiten und flimmernden Lichtscheinern wie ein Märchen aus Tausendundeine Nacht anmutet.

Der Postplatz, den die Kutsche gleich darauf erreicht, ist das eigentliche Zentrum des Ortes. Doch obwohl hier die meisten Reisenden froh und erleichtert den Kumpelkisten verlassen, ist's noch nicht das Ende der Straße. Im Gegensatz zu dem um Ober- und Untersee liegenden sog. Außer-Arosa, das erst in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren entstand, ist Inner-Arosa mit der Endstation der Post das ursprüngliche Dorf. Nur eine große Alp ist's, dies uralte Inner-Arosa, und über und über mit dunkelbraunen Hüttchen und Ställen besät. Hoch oben ein bescheidenes Kirchlein mit altersgrauen Mauern und moosbewachsenem Holzturm. Durch enge Bogenfensterchen gleitet ein spärliches Licht ins Innere, wo früher Gott zur Ehre gebetet und gesungen wurde. Früher — denn seitdem die neue Kirche erbaut wurde, bleibt es geschlossen. Bei den Toten hält es getreulich Wacht, die auf dem Friedhof ringsum den ewigen Schlaf schlafen. Ganz still ist's hier. Nur die verrostete Windfahne stöhnt hin und wieder leise auf, oder die



Arosa im Sommer, von Balsana aus. Phot. F. Junginger-Geftli (dep. Wehrli A.-G., Altschberg-Zürich)

Glocken des grasenden Viehs und das Gejodel des Hirten klingt aus der Ferne herüber. Und als Grundbaß rauscht die Pleksur ihr eintöniges Lied dazu. Ganz in der Nähe hat sie ihre Quellen, in den kleinen Bergseen, die wie verborgene Edelsteine am Fuß der Erz- und Rothörner in der Sonne blinken. Eine gewaltige Mauer bilden diese Bergriesen, und als wär's das Ende der Welt, schließen sie mit ihren leuchtend weißen Zinnen das Schanfiggtal — das Himmelreich Graubündens — ab.

† Jacob P. D. Lohhof.

Das rätoromanische Bauernhaus.

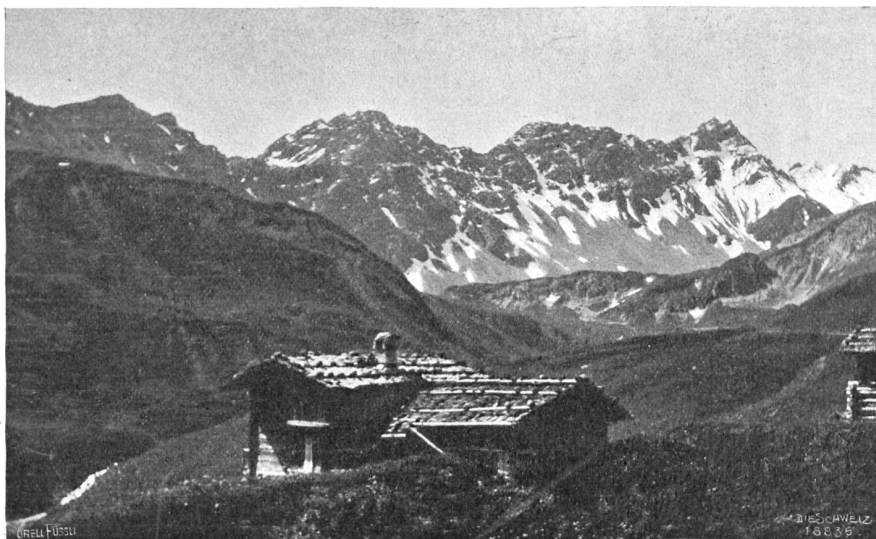
Nachdruck verboten.

Mit zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Wenn wir die langgestreckten, in der Form zumeist recht ruhig verlaufenden Talschaften des Bündnerlandes durchwandern, so fällt uns auf, wie die Dorfschaften an den Hängen immer höher emporsteigen, je weiter wir in die Bergwelt

eindringen. Diese Erscheinung ist bedingt durch das uralte Bestreben des Menschen, sich in Anordnung und Bauart seiner Siedelungen dem Klima und der Bodengestaltung anzupassen. Dem schmalen, von hohen Steilwänden flankierten Talboden fehlen nun Licht und Sonne, auch ist er gar oft der Gefahr der Ueberschwemmung durch Sturzbäche und Wildwasser wie auch der Verschüttung durch Murgänge und Erdrutsche ausgesetzt. Und so nimmt dem mit der zunehmenden Dichtigkeit der Berge auch die Höhenlage der Dorfschaften zu, auf daß diese der belebenden Einwirkung des Sonnenfeuers teilhaft werden und vor Beschädigung durch Flut und wandernde Erde geschützt seien. Im Hochtal des Engadins zumal ist wegen des rauhen Klimas die Ausnützung der Sonnenbestrahlung von großer Wichtigkeit.

Von den Siedlungsformen herrscht im Kanton Graubünden die Dorfanlage gegenüber dem Einzelhaus vor. Im Engadin hat diese ausschließlich die Form des



Schanfigger Bütte. Phot. Ida Bafst.



Stuls im Albulatal (1280 m).

langgestreckten Gassendorfes angenommen. Bei den deutschen Volksstämmen (Davos, Prättigau) ist das gezimmerte, bei den romanischen Völkern (Albula, Engadin) zumeist das gemauerte Haus vorherrschend. In den Sprachgrenzgebieten (Rheinwald, Domleschg) ist gar oft ein Mittelgebilde zwischen gezimmertem und gemauertem Haus zu finden.

In Nachstehendem möchten wir nun eine flüchtige Skizze entwerfen vom gemauerten Haus des Engadins und dessen Vortäler, vom sog. rätoromanischen Bauernhaus, das wie ein Kastell den Stürmen und dem Wandel der Zeiten standzuhalten vermag und dessen eigenartige, durch Jahrhunderte unverändert gebliebene Bauart ganzen Dorfschaften ihr besonderes, markiges Gepräge verleiht.

Das Bündner Steinhaus wirkt auf den ersten Blick recht nüchtern, da seine breiten weißgetünchten Mauerflächen weder von farbigen noch von plastischen Ornamenten belebt sind, und erst wenn wir das kahle Gassendorf in Verbindung mit Volkschlag und Klima zu würdigen verstehen, wenn wir uns in die Lebensweise und in die Erwerbsverhältnisse der Bewohner vertiefen und eindringen in die recht wohnlich eingerichteten Innenräume, können wir uns für das Engadinerhaus erwärmen.

Das einzige dekorative Moment des rätoromanischen Bauernhauses bilden vereinzelt Sgraffittomalereien — eine Art Freskomalerei, bei der die Wand schwarz oder braun grundiert, mit Weiß oder Gelb überzogen und alsdann die Zeichnung bis auf den dunkeln Grund ausgeschabt wird. Diese Flachornamentik umsäumt zumeist die Fenster und markiert an den Hausecken Quaderpfeiler. Auch treffen wir hin und wieder über den Haupteingängen in dieser Manier ausgeführte Sinn- und Hausprüche. Die Sgraffittomalereien sind sehr wetterfest und finden sich mancherorts aus dem siebzehnten und

achtzehnten Jahrhundert noch recht gut erhalten vor. Leider wird gar oft bei der Renovation alter Häuser viel zu wenig Sorgfalt auf Schonung und Erhaltung verbliebener Malereien gelegt. Selbst die an den Südfassaden angebrachten Sonnenuhren wie auch die Sprüche werden nur zu oft der „Einfachheit halber“ übertüncht, damit nicht das frisch geweißelte Mauerfeld durch einen altersgrauen Flecken „verunstaltet“ werde. In jüngster Zeit hat nun aber doch da und dort die Heimatschutzbewegung die Renovationsbestrebungen zu forrigieren und so manche alte Malerei zu erhalten oder in fachmännischer Weise zu restaurieren vermocht.

Das Engadiner oder rätoromanische Bauernhaus ist charakterisiert durch dicke Mauern und kleine Fensteröffnungen; es ist so dem Bergklima mit seinen langen schneereichen Wintern vortrefflich angepaßt. Das Bestreben, die Innenwärme des Hauses gut auszunützen, zeigt sich besonders treffend darin, daß in den Steinbau auch der Stallraum organisch eingebaut ist, indes er beim Holzhaufe meistens mit dem Wohnhaufe nicht unter gleichem Dache liegt.

Ein weiteres Moment, das unserem Berghaus eine freundliche Note zu verleihen vermag, sind die schönen Fenstergitterwerke, aus denen heraus im Sommer die farbenfrohen Blütenbüschel der Bündner Nelken quellen. Zumeist ist ein Haus nur mit zwei Fenstergittern ausgerüstet: einem stark ausgebauchten in der einzigen Lichtöffnung des Sulers und einem flachen im Fenster der Speisekammer. Hin und wieder wird die gegen die Straße gerichtete Hauptfassade durch einen Spitzanker belebt, der den Blick vom Zimmerinnern aus nach beiden Seiten der Straße frei läßt.

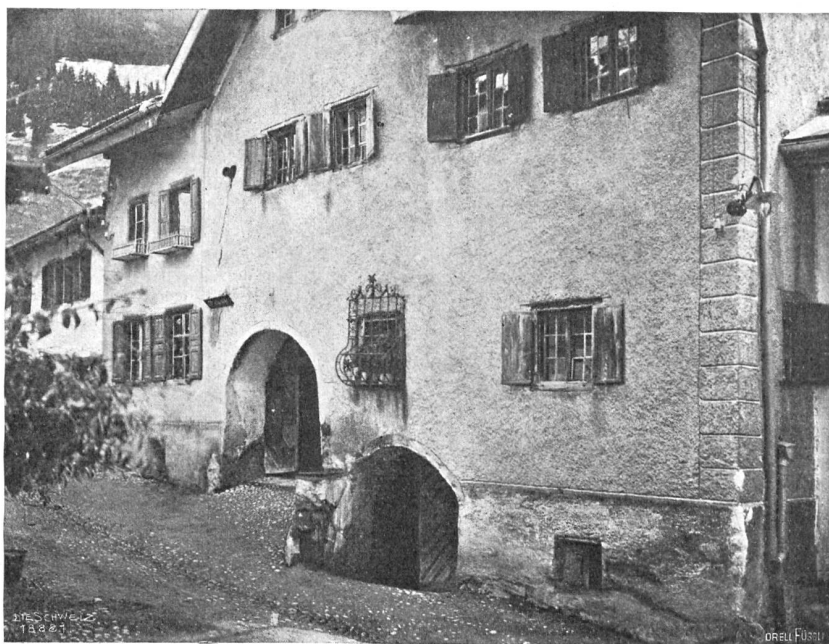
Das charakteristische Merkzeichen des alten Engadinerhauses sind aber die beiden großen Rundbogenöffnungen für die Cuort (Stall- und Kellerräume) und den Suler (Vorraum).



Haus bei Bergün.

Als tunnelartiger Gang vermittelt die erste, tiefliegende Öffnung, zu der ein gepflasterter Steig hinabführt, zwischen der Dorfstraße und dem festummauerten Winterquartier des Viehes, das in seiner steinernen Behausung recht gut, sauber und warm gehalten ist. Selbst die Düngergrube ist in der Cuort angelegt, sodaß die Arbeiten für die Viehwartung in kleinem Raum vor sich gehen können. Der höher gelegene, mit starker, horizontal und vertikal geteilter Türe ausgerüstete Hauseingang führt direkt in den größten Raum des Erdgeschosses, den Sulèr, der als geräumige Wohn- diele gedacht ist. Er bildet den Zentralraum des rätoromanischen Bauernhauses und dient als Vorrats- und Arbeitsraum wie auch des Sonntags als Tanz- und Spielplatz. Zu beiden Seiten des Sulèr sind Stube, Küche und Vorratskammer angeordnet; über ihm liegen die Schlafzimmer. Sodann führt ein direkter Zugang zur Scheune und zum Stall. Der Aufstieg in den ersten Stock ist zumeist mit einer halb- hohen hölzernen Gittertüre abgeschlossen, damit nicht Geflügel und Klein- vieh, das oft zur rauhen Jahreszeit in der Wohn- diele untergebracht ist, den Weg nach den oberen Räumen finde.

Zwischen den beiden Rundbogenöffnungen ladet die für das Engadinerhaus typische steinerne, mit Holz belegte Bank zur Siesta ein. Hier pflegen die Hausbewohner zur Sommers-



Saus im innern Albulatal.

zeit, mit ihren Nachbarn plaudernd, ihr Abendstündchen und ihre Sonntagsruhe zu halten. Ein weiteres Wahrzeichen des Engadinerhauses ist der halbfugelförmig über die Hausmauer hinausragende und auf einigen Holzbalken ruhende Back- ofen (s. Abb. S. 474 unten).

Die geräumigen Zimmer sind zumeist mit naturfarbenem Nadelholzgetäfel ausgekleidet, wobei für die vornehme Stube ausschließlich das Brett der Arve, deren Holz im Kern rot ist und angenehm duftet, verwendet wird. Leider ist der Arvenbestand im Kanton Graubünden in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen, da mancherlei Faktoren der natürlichen Ausaat der Samen hinderlich sind. So braucht die Frucht der Arve zur völligen Reife drei Jahre, und für Mäuse, Hähner und Eichhörnchen bildet das Arvenmüchlein eine Delikatesse. Zudem fehlt den Samen der Flugapparat, sodaß sie nicht, wie die Samen anderer Nadelbäume, vom Wind in alle Welt getragen werden. Nur durch Früchte, die von der Tierwelt verschleppt werden, kann die Arve Verbreitung finden. In ganzen Beständen treffen wir sie im Unter- und Oberengadin bis zur Höhe von zweitausend Metern. Vereinzelt kommt sie dank ihrer Zähigkeit bis zur Ewigschneegrenze hinauf fort. Zeigen Föhre und Lärche, die beiden Begleiter der Arve, das Bestreben, sich in der Waldgrenzzone und im kargen Boden unter den das Wachstum hindernden Einflüssen zu ducken und sich als anspruchlose Zwerg- und Krüppelbäume den klimatischen Verhältnissen anzupassen, so sehen wir die Arve als Pionier der Nadelbäume, als kühnen Streiter mit den feindlichen Mächten und Kräften sich selbst an exponierten Stellen stolz in die Lüfte recken. Wohl vermögen Blitz und Sturm die herrliche Krone zu zersplittern, der Baum selbst läßt sich in seinem Wachstum nicht hindern. Seit einigen Jahren richten nun die Forstbehörden ein Augenmerk auf die Anlage neuer Arvenpflanzungen.

Das alte rätoromanische Bauernhaus ist mit Steinplatten oder mit steinbeschwerften Schindelbrettern eingedeckt. Erst die neuere Zeit brachte auch den rotgebrannten Ziegel ins bündnerische Hochland hinauf. Die Schindelbretter werden ausschließlich aus der „Schindeltanne“ gewonnen, einer Koniferenart, deren Stamm sich leicht zu geradlinigen Brettern spalten läßt. Der Welspler erkennt die „Schindeltanne“ sehr leicht an



Rätoromanisches Bauernhaus.



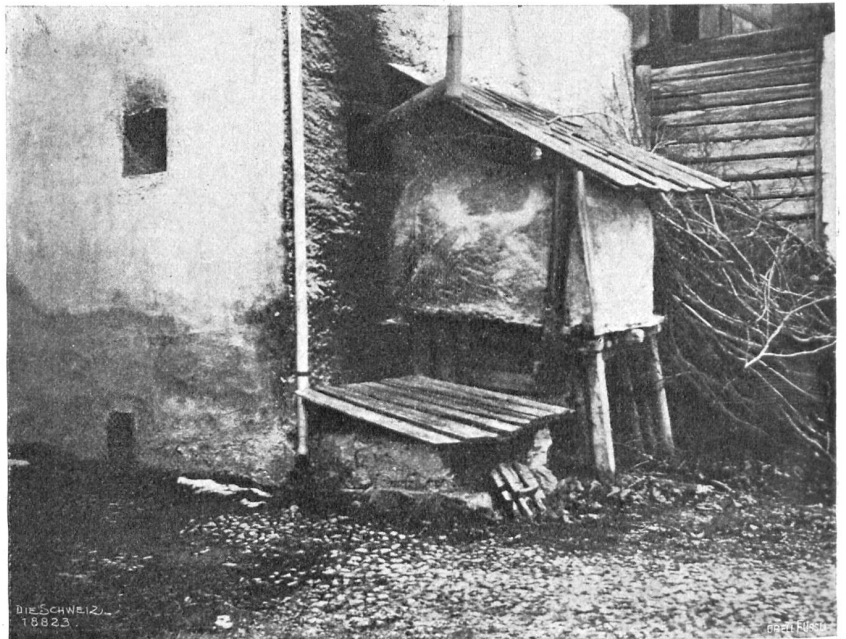
Baus in Itafsch (1590 m), ob Bergün.

der Form der Astverzweigungen: von den horizontal sich ausbreitenden Hauptästen zweigen in regelmäßigen Abständen parallel verlaufende und vertikal nach unten gerichtete Nebenäste ab.

Wie in andern Alpengegenden sind auch im Gebiete des rätoromanischen Bauernhauses die Dörfer während des kurzen Bergsommers verlassen. Denn sobald die Heuernte in den fetten „Gütermatten“, welche die Dorfschaften umgeben, beendet ist, bezieht die Familie des Mepfers für einige Wochen die „Maiensäße“, um dort das Vieh zu sommern und das kräftige Bergheu einzubringen. Allerlei Hausgeräte wie auch Haustiere — Hund und Katze, Schwein und Huhn — wandern alsdann mit in die „Sommerfrische“, und der ratternde Leiterwagen muß gar manche Fahrt ausführen, bis das ganze tote und lebende Inventar, das im Maiensäßdorf nötig, befördert ist. Eines unserer Bilder (s. S. 475) zeigt uns die Ausfahrt einer solchen Maiensäßfuhr. Wir bemerken hierbei, wie das Joch dem Zugtier nicht auf den Nacken gelegt, sondern an die Hörner gebunden und wie die Zugleine durch die Zugstange ersetzt ist. Diese Anordnung soll den Zweck haben, daß auf abfallendem Terrain das Zugtier den Wagen gut steuern kann. In den meisten Alpgebieten ist die Maiensäßhütte ein leicht konstruierter Holzbau, durch dessen Fugen der Sturmwind pfeift und dessen Ge-

bälk im Winter ob der Schneelast ächzt. Die Maiensäßhütte des rätoromanischen Bauernhauses aber ist wie dieses ein solid gemauerter Bau, der den Föhnstürmen und der Schneeflut zu trocken vermag. Unsere aus dem Val Tuors bei Bergün stammenden Bilder (S. 476) zeigen uns einige Typen dieser Maiensäßdörfchen, in denen sich während vier Sommerwochen ein recht interessantes Stück Alpenwirtschaftsleben abspielt. Bei andauernd gutem Wetter sind dann alle Glieder der Mepserfamilie, vom schwachen Kind bis zum gebückten Greis, vom Morgengrauen bis zum Abenddämmern an strenge Arbeit gefesselt. Einem jeden ist sein bestimmtes Pensum zugeteilt. Aber sie alle, die der Bergsommer in sein hartes Joch spannt, wissen zu ermessen, wie jeder Sonntags Gold in die Familienkasse fließen läßt, während ein Regenommer, der nur zu oft eine kräftige Neuschneedecke auf die Alpweide legt, den Jahresnutzen recht mager ausfallen läßt. Und wenn das Wetter den Fortgang der Arbeiten begünstigt, dann fehlt es auch nicht an geselligen Unterbrechungen, sei es daß die Bewohner eines Sommerdörfchens des Abends beim Glanze der Sternennacht vor einer Hütte plaudernd zusammensitzen oder daß sich des Sonntags die Jungmannschaft beim „Heutzug“ von der Arbeit der langen Woche „erholt“.

So veräume der Bündnerfahrer aus der Niederung, der auf seiner Ferienwanderung durch ein Vor- oder Seitental des Engadins ein Alpenommerdörfchen berührt, nicht, bei dessen freundlichen Bewohnern anzuklopfen, sich an ihr Herdfeuer zu setzen und vielleicht auch auf dem Heulager Nachtquartier zu nehmen. Er wird dort manch fesselndes Bild aus dem Sommerleben eines Volkschlages schauen, der wie die Berge, zwischen denen er wohnt, von ruhiger ernster Art ist, und manches ethnographisch wichtige Moment — althergebrachte Volksitten und Berufsgebräuche — wird uns beim Besuche des „rätoromanischen Maiensäßhauses“ offenbar. So bemerken wir, wie hier die „Heuschöckli“ nicht wie im bündnerischen Voralpengebiet über Nacht auf kleine Holzgerüste, den sog. Heizen, gebettet, sondern mittelst des Heutuchs gedeckt werden, damit das halbdürre Gras gegen Regen, Nebel und Tau geschützt sei (s. Abb. S. 477 u.). Das Heutuch, eine große grobe Leinenblase, wird hierbei an den vier Ecken mit Steinen beschwert oder an kleine, in die Erde gesteckte Pföcke gebunden. Außerdem dient es beim Einfahren des Heues als Transportmittel, indem das Heu mittelst dieser Tücher in feste Bündel



Backofen des rätoromanischen Bauernhauses.



Ausfahrt einer Maientäfelstube.

verpackt und so auf starken Schultern oder auf dem Leiterwagen nach Hause verbracht wird. Und wir erfahren auch, wie hier Gemeindeviehhirt und Gemeindegiegenhirt zumeist Bergamasker sind, die sich gegen guten Lohn für einen ganzen Sommer anwerben lassen (vgl. Abb. S. 475 u. und 477 o.).

So sind wir mit unserer Betrachtung des rätoromanischen Bauernhauses zu Ende. Recht gerne hätten wir auch noch der traditionellen Möblierung seiner Wohnräume gedacht; allein die Skizze hierüber müßte recht lückenhaft ausfallen, da die neue Zeit auch in der Bündner Bauernstube einzieht und dort die alten Formen modernisiert. Zum guten Glück besitzt das Engadin in seinem von Richard Campell gegründeten und im Sommer 1906 eröffneten „Museum Engiadinais“ in St. Moritz *) eine Institution, in der uns für alle Zeiten das Engadinerhaus in seiner typischen Anlage und Inneneinrichtung erhalten bleibt. So wird denn hier nicht allein dem Gast des Hochtales ein Spiegelbild der ursprünglichen Anordnung des alten Engadiner Wohnhauses geboten, sondern auch der Engadiner selbst angeregt, für Um- und Neubauten alte Vorbilder in der überaus reichen und wertvollen Sammlung zu wählen.

F. W. Schwarz, Zürich.

*) Vgl. „Die Schweiz“ XII 1908, 81 ff.

Die Walküre.

Aus den Papieren eines Freundes nachgezählt
von Lilli von Brandis-Marcusen, Bern.

(Schluß).

Die Einladung zur Baronin Igelstein, die mich einige Tage später in die Schlüsselburg führte, war ganz intim, das Ehepaar mit den Kindern, dem langaufgeschossenen blonden Sohne und der rothaarigen kleinen Tochter, allein. Er schien die Schlittenfahrt ganz vergessen zu haben und gab sich als aufmerksamer Gatte und zärtlicher Vater, dem die Außenwelt nichts anhaben kann, und doch schien es mir, als schwebte eine Wolke über dem gastlichen Hause. Die Baronin war einsilbiger als sonst, schwermütiger, wenn sich dieser Ausdruck mit ihren hellen spöttischen Augen vertragen hätte. Die leichte Konversation berührte alle möglichen Gegenstände, nur nicht das

Theater, nur nicht die Künstler, und was ich nach dieser Richtung hin vorbrachte, das überhörte man absichtlich. Erst nach Tisch, als der Hausherr sich wegen dringender Geschäfte in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte und ich mit der goldenen Mokka- tasse der Hausfrau gegenüber saß, konnte ich die Rede auf Marie Bernhards und ihren rauschenden Erfolg bringen. Die Baronin lächelte ihr altes überlegenes Lächeln, das mir wie immer wohl und wehe tat. „Erfolg ist wie Käse, schnurrt, bis man schläft ein, und Reid ist wie Käse, kratzt, bis man wacht auf.“ „Wieso, gnädigste Frau?“ konnte ich mich nicht enthalten zu fragen. „Man muß nicht fragen, mein Herr, Leben ist nicht Examen, man muß erraten, begreifen, wissen und — schweigen!“ Und als sie mein enttäuschtes Gesicht sah, gab sie mir freundschaftlich die Hand und sagte leichtsin: „Sie sind kein enfant terrible, Doktor, aber doch ein schreckliches Kind!“ und sah mich mit einem ernstesten, guten, mitleidigen Blick an, den ich damals nicht verstand, aber den ich nicht habe vergessen können. Es war das letzte Mal, daß ich sie allein sah und sprach.

Eine Woche war vergangen und hatte die Aufregungen des Schlittenausflugs verwischt. Wir näherten uns Weihnachten, und da ich die Festtage bei meiner guten Mutter verbringen wollte, machte ich mich eines Nachmittags daran, meine Sachen zur Reise zu packen. Da kam die gute Hofrätin ganz entsetzt und erregt zu mir herein und erzählte in heftigen



Ziegenhirt aus Bergamo.